

«Die Leute bei der ‹Berner Zeitung› müssen jetzt mehr an die Säcke»

Verleger Charles von Graffenried über die publizistische Vielfalt in Bern, das Imageproblem der Hauptstadt, seine zwei Leben mit zwei verschiedenen Frauen und eine Nidletorte im Gesicht.

Von Simon Bärtschi, Ueli Walther (Text) und Severin Nowacki (Fotos)

Herr von Graffenried, mögen Sie Überraschungen?

Charles von Graffenried: Ich? Sehr gerne. Ich lebe von Spannung und Überraschungen in meinen Berufen, sei es bei der Von-Graffenried-Gruppe, sei es bei meiner verlegerischen Tätigkeit. Sonst wird mir langweilig.

Überraschend ist auch der Entscheid, den ‹Bund› in Bern in Zusammenarbeit mit dem ‹Tages-Anzeiger› weiterzuführen und die ‹Berner Zeitung› verstärkt lokal auszurichten.

Die Tamedia hat ja zwei Modelle überprüft, auch die Zusammenarbeit zwischen ‹Bund› und BZ. Ich bin der Tamedia unendlich dankbar, dass sich der Verwaltungsrat für die Fortsetzung des Berner Modells ausgesprochen hat und sich für die publizistische Vielfalt in der Hauptstadt engagiert. Obwohl dies betriebswirtschaftlich nicht die beste Lösung ist.

Dankbar. Das tönt jetzt sehr bescheiden. Sie haben sicher wie ein Bär dafür gekämpft, dass das Berner Modell mit zwei Tageszeitungen weiterleben kann.

In der ganzen Projektierungsphase habe ich mich bewusst zurückgehalten. Ich habe einzig auf Stufe Verwaltungsrat der Tamedia meinen Standpunkt für zwei Zeitungen dargelegt. Aber geworben habe ich dafür nicht.

Im VR haben Sie Ihren Einfluss schon genutzt, oder?

Im Verwaltungsrat wusste man sicher, dass ich in Bern als Garant für die Weiterführung des ‹Bundes› galt, obwohl ich das ja eigentlich gar nicht sein kann, rechtlich gesehen. Und das hat vielleicht ein bisschen mitgeholfen. Nochmals: Ich finde diesen Entscheid für Bern toll.

Betriebswirtschaftlich keine optimale Lösung, sagen Sie. Heisst das auch keine Lösung auf Dauer?

Nicht unbedingt. Es kommt jetzt darauf an, wie die neue Lösung aufgenommen wird. Alles entscheidend ist die Inseratenlage und weniger die Leserschaft, die mindestens

nicht mehr zurückgehen soll. Heute braucht man Reichweite. Die haben wir mit beiden Zeitungen in der Region Bern, sie liegt bei über 58 Prozent. Darauf kann man bauen.

Mit einer einzigen grossen Zeitung für Bern hätte man diese Reichweite ja auch. Wäre es nicht attraktiver, eine starke und eigenständige Zeitung für und aus Bern zu machen?

Da muss ich ein bisschen ausholen. Man sagt ja öfter, das ist eine Qualitätszeitung und das nicht. Aber mir konnte noch niemand schlüssig erklären, was Qualität ist. Der Begriff Qualitätszeitung bleibt fragwürdig. Wichtig sind qualitativ gute Journalisten. Sie machen eine «Qualitätszeitung».

Was ist ein guter Journalist?

Einer, der sich an die Regeln hält, clever ist und die richtigen Fragen stellt. Und einer, der weiss, für welche Leserschaft er schreibt. Die Zeitungen haben ja Leser mit unterschiedlichem Niveau. Unten ist der «Blick», in der Mitte sind die meisten Lokal- und Regionalzeitungen, und oben sind NZZ und «Tages-Anzeiger».

Was bedeutet das für Bern?

Die BZ steht bezüglich Leserschaft für Mitte und der Bund klar für Mitte plus. Deshalb ist es besser, mit zwei Zeitungen in Bern die beiden unterschiedlichen Leserschaften anzusprechen als nur mit einer Zeitung. Sonst hätten wir wohl viele «Bund»-Leser verloren. Der «Bund» wird dank der Hilfe des «Tages-Anzeigers» noch ein bisschen intellektueller, und die BZ soll bewusst mehr in die Breite gehen.

Also verständlicher werden?

Ja, etwas einfacher und mit starkem und gutem Bildmaterial. Die BZ ist schon auf dem richtigen Weg, etwa bei der Länge der Artikel oder der Verständlichkeit der Titel.

Haben Sie als Vater der BZ nicht Angst, dass die ganze Neuorganisation auf Kosten der BZ geht?

Der «Bund» wird sicher stärker in den Ressorts Ausland, Inland und Wirtschaft. Aber wir haben ja noch die Konkurrenz im Lokalen. Sicher ist, die Leute auf der BZ-Redaktion sind jetzt gefordert, die müssen mehr an die Säcke. Aber diese Konkurrenzsituation ist für beide Seiten ein Motivator. Und sie ist politisch gut.

Politisch gut?

Ja. Weil sich in Bern sehr viele Leute für ein Weiterbestehen des «Bundes» stark gemacht haben. Die Politiker wollen diese Zeitungen. An der Spitze des Pro-Bund-Komitees standen ja die beiden Ständeräte Simonetta Sommaruga und Werner Luginbühl. Die müssen uns jetzt aber auch politisch unterstützen, weil im Kanton Bern in vielen Gemeinden die amtlichen Informationen in eigenen Gratisanzeigern publiziert

werden und dort Geld abgeschöpft wird, das wir für unsere grossen Zeitungen gut brauchen könnten.

Apropos gut gebrauchen: Lesen Sie als 84-Jähriger «20 Minuten»?

Ja. Ich lese diagonal jeden Tag nach dem Aufstehen um 6.15 Uhr Zeitungen. BZ, «Bund», Tagi und NZZ sowie «20 Minuten» und «News». Dazu setze ich eine halbe Stunde ein.

Wie steht es mit der Zusammenarbeit zwischen Bern und Zürich beim TV? Rückt man näher zusammen?

Es gibt ja schon einen gewissen Austausch bei den Programmen. Aber bei den Lokalnews gibt es nicht so viele Synergien. Da ist es viel schwerer zu kooperieren.

Obwohl TeleBärn noch nie schwarze Zahlen geschrieben hat?

Ja, das stimmt zwar. Fernsehen ist eben teuer. Und auch das Radio läuft nicht so gut. Aber so haben wir natürlich die Möglichkeit, unseren Werbekunden einen guten Medienmix anzubieten. Da muss man eine Mischrechnung machen. Aber Bern ist eine Beamtenstadt, gibt sich bescheiden. Das muss man auch beim Geschäftemachen akzeptieren.

Sie haben aber gut geschäftet. Ihr Vermögen wird auf 300 bis 400 Millionen geschätzt. Was bedeutet Ihnen Geld?

Das war nie primär bei mir. Ich hätte mir alles leisten können, was ich wollte. Aber ich machte es nicht. Mein Luxus sind die Wohnung in Bern, das Neuschloss in Worb, ein Chalet in Wengen und ein Appartement in Cannes. Mein Geld habe ich selber verdient. Mein Grossvater ist im Alter von 36 Jahren gestorben, die Grossmutter brauchte das Vermögen, um sechs Kinder durchzubringen und ihnen eine akademische Laufbahn zu ermöglichen.

Was war Ihr Erfolgsrezept?

Wir haben Geld gemacht, weil wir uns auf die Nebengeschäfte des Bernischen Notars konzentrierten: Wertschriften, Liegenschaften, Steuern und Recht. Und wir sind immer bescheiden geblieben: Unsere Bank hat keine strikte Wachstumsvorgabe. Wenn keine Wertberichtigungen bei der Bank nötig sind, erhalten die Verantwortlichen höhere Boni. So macht die Bank keine riskanten Anlagen.

Wie wichtig ist für Sie das Bankgeheimnis der Schweiz?

Die Unterscheidung zwischen Betrug und Hinterziehung ist schwer zu begreifen. Ich finde, man soll die Steuern bezahlen und nicht betrügen. Die Schweiz profitierte aber lange davon, deshalb wurden unsere Banken so gross – bis sie die Grenzen nicht mehr sahen.

Dass jetzt Steuergelder zur Rettung eingesetzt wurden, verstehen Sie?

Offenbar war es nötig, weil es um höhere Interessen ging.

Trotz Vermögen geben Sie sich nach aussen eher bescheiden.

Ich? Bescheiden? Also, sicher habe ich meine Eitelkeit stets bekämpfen können. Das können viele Leute nicht. Davon leben die Medien in unserem People-Zeitalter ja auch.

Sie haben sich in den Medien bewusst zurückgehalten?

Ja. Meine Vermögensverwaltung lebt ja von der Diskretion. Wir verzichten auf Werbung, führen aber Veranstaltungen für die Kunden durch. Ich stand als Medienmanager nur im Rampenlicht, wenn es nicht anders ging. Interviews mit mir können Sie an einer Hand abzählen.

Der diskrete Charme der Berner Bourgeoisie?

Na ja. Ich bin zwar Bernburger und werde mit dieser Organisation immer wieder identifiziert. Aber ich mache nicht aktiv mit bei den Bernburgern.

Bern hat ein Verliererimage. YB lässt sich von Sion den Cup wegschnappen, der Kanton ist wirtschaftlich abgeschlagen. Kann in Bern nichts Grosses wachsen?

Hier gibts halt wenig Industrie. Daran kann man nicht viel ändern. Die Stadt Bern muss sich stärker als Hauptstadt präsentieren. Sie ist ein Bijou, kulturell und optisch. Das sollten wir noch besser verkaufen. Stattdessen versucht man sich mit dem Etikett Metropolitanregion zu schmücken, was für die Region wohl nicht zutrifft. Bern soll lieber deutlicher Hauptstadt der Schweiz sein.

Dafür regiert Rot-Grün seit Jahren die Stadt.

Ja, das ist wohl für längere Zeit so und nicht so leicht zu ändern. Ich bin da neutral. Ich habe immer gesagt, gerade wenn man eine Zeitung macht, muss man den Minderheiten genügend Raum geben, damit sich die Gesellschaft weiterentwickeln kann.

«Für längere Zeit» könnte auch für Sie gelten. Sie wirken mit 84 auffallend fit. Verraten Sie uns Ihr Rezept?

Wichtig ist, dass man einen festen Rhythmus hat. Meinen halte ich seit 20 Jahren diszipliniert ein. Dazu kommt nicht zu viel essen und nicht zu viel trinken. Und natürlich immer ein bisschen auf Trab sein. Ich schwimme fast jeden Tag eine Viertelstunde.

Wollen Sie arbeiten, bis Sie tot umfallen?

Ich glaube, man muss dann aufhören, wenn das Hirn nicht mehr funktioniert.

Wie merkt man das?

Wenn es ein guter Freund mir sagt. Oder wenn man Gedächtnislücken hat. Ich habe eine liebe Frau und eine tolle Familie – beides hilft enorm. Das ist ein Geschenk. Ich bin ja jetzt 33 Jahre verheiratet in meinem zweiten Leben – in meinem ersten Leben war ich 23 Jahre verheiratet.

Sie sprechen von zwei Leben?

Ja, ich habe zwei Leben. Eines mit meinen ersten drei Kindern mit Charlotte von Muralt. Es war eine Von-von-Heirat. Sie ist eine gescheite Ethnologin, Tochter von Professor Alexander von Muralt. Wir haben uns aber auseinander- gelebt, warteten dann bis zur Scheidung, bis die Kinder genug alt waren. Dann startete ich in mein zweites Leben mit Christine, auch mit ihr habe ich drei Kinder. Sie ist sehr kommunikativ und hilft mir enorm bei meinen beruflichen Tätigkeiten.

Haben Sie Kontakt mit allen ihren sechs Kindern?

Ja. Und das liegt vor allem an beiden Frauen, sie verstehen sich gut. Wir feiern etwa alle gemeinsam die runden Geburtstage oder Weihnachten. Meine Frau feierte vor kurzem einen runden Geburtstag – sie sagte, sie wolle nicht im Berner Bellevue mit 200 Leuten feiern, sondern mit unserer grossen Familie, wir waren insgesamt 21 Personen.

Leute bezeichnen Sie als «Castro-Typen». Also jemanden, der nicht loslassen kann. Was sagen Sie denen?

Warum sollte ich aufhören, wenn ich immer noch so viele Kunden habe, die von mir beraten sein wollen? Ich arbeite einfach weiter, obwohl ich mich gemäss julianischem Kalender längst hätte zurückziehen müssen.

Andere in Ihrem Alter kümmern sich um die Grosskinder oder spielen Golf.

Wie langweilig! Ich segle nicht, ich kann nicht reiten, ich bin in keinem Service Club. *Mich ziehst schon zurück, wenn ich kurz einmal in den Ferien bin.*

Wo verbringen Sie die?

In Cannes – seit fast 30 Jahren. Wir haben eine Wohnung direkt an der Croisette. Ich liebe das Meer – schwimme jeweils morgens früh am Strand. Ich verbringe dort Ostern, Pfingsten und die Ferien im Juli.

Am Filmfestival waren Sie nicht?

Nein. Während des Festivals ist alles überfüllt und doppelt so teuer wie sonst. Der Rummel und die Nebengeschäfte sind extrem geworden.

Ruhiger haben Sie es im Chalet im Skiort Wengen.

Dort war ich bisher oft im Winter, ich habs von meinem Vater geerbt. Ich hörte aber vor zwei Jahren mit Skifahren auf, nun bin ich selten dort. Beim Aufstehen auf der Piste kanns für uns Ältere Probleme geben. Also vermied ich es als guter Skifahrer, umzufallen. Ich habe aber dann vorsorglich mit Skifahren aufgehört, bevor ich ein Bein brechen könnte.

Ihr Hauptwohnsitz ist immer noch Bern.

Ja, an der Junkerngasse in der Altstadt. Das Schlössli in Worb benutzen wir vor allem für Kundenkontakte, in der letzten Zeit haben wir aber auch dort gewohnt.

Sie waren auch schon in der Berner Reithalle. Ist das auch Kultur in Ihren Augen?

Durchaus. Obschon es immer ein Gstürm gibt zwischen Stadt und Reithalle – ein solches Zentrum gehört einfach zu einer grossen Stadt. Wenns die Reithalle nicht mehr gäbe, würde etwas fehlen. Dank meiner zweitjüngsten Tochter hatte ich überhaupt Einblick dort. Sie macht wie mein Sohn Michael, der ja bekanntlich fotografiert und in Paris lebt, Kunst: Sie arbeitet an einer Dissertation, schreibt Bühnenstücke, macht Poetry Slam und schreibt für den «Bund». Überhaupt: Meine Töchter haben mich jung gehalten. Sonst wissen wenig 80-Jährige in Bern, welche Schuhe oder Hosen bei den Jungen angesagt sind und welche Musik sie hören.

Sie sind neugierig geblieben.

Ich habe immer gern aufgeklärt, ich habe den Drang zu wissen, was ist. Ich war auch im Dienst ein Aufklärer.

Manchmal sind Sie unerwünscht: Beim Besuch in der Reithalle hat Ihnen jemand eine Torte an den Kopf geworfen.

Ich war an einer Veranstaltung meiner Tochter im Theater der Reitschule. Sie hatte mich vorgewarnt, dass einige mich angreifen wollen und führte mich nach der Vorstellung hinaus. Da gabs die Nidletorte ins Gesicht. Ich nahm ein Taschentuch, wischte es ab und machte kein Aufhebens.

Verleger, Privatbanker und Fürsprecher

Charles von Graffenried, 84, ist Fürsprecher, Notar und Unternehmer. Aus dem Betrieb seines Vaters schuf er die Von-Graffenried-Gruppe, die aus der GR-Treuhand, der Privatbank von Graffenried, der GR-Liegenschaften und der GR-Recht besteht. Von Graffenried ist VR-Präsident der Holding und VR-Präsident der Espace Media Group. In dieser Funktion ist er Verleger von «Berner Zeitung» und «Bund». Er ist zudem Mitglied des VR der Tamedia, die auch die SonntagsZeitung herausgibt. Von Graffenried ist in zweiter Ehe verheiratet und Vater von sechs erwachsenen Kindern.